

Bestellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blu-
menau, São Bento,
Badenfurt, Brusque,
Desterro, Hammonia,
Itoupava, Limbó u.
Santa Izabella.

Der Christenbote

Monatsblatt

Der Christenbote er-
scheint Anfang jeden
Monats und kostet
jährlich 1\$000.

Der Bezugspreis ist
an die betreffenden
Pfarrämter zu
entrichten.

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

4. Jahrgang.

Blumenau, im Juni 1911.

Nr. 6.

Pfingsten.

Es mag Christen geben, die das ganze Jahr hindurch kein Bedürfnis fühlen, etwas vom heiligen Geist zu reden oder zu hören; hingegen wenn das Pfingstfest kommt, dann ist es ihnen selbstverständlich, daß vom heiligen Geist gesprochen wird. Nach dem Fest wird's wieder stille davon, und die große Mehrzahl geht zur Tagesordnung über. Wenn wir so Pfingsten feiern, dann könnten wirs ebenso gut unterlassen. Wenn wir vom heiligen Geist jetzt nur reden, weil der Kalender uns sagt: Der Feiertag, der den Namen Pfingsten trägt, ist nahe, so mögen wir davon ungefähr ebensoviel Nutzen haben als der Kalender. Der heilige Geist ist nicht an das Pfingstfest gebunden, sondern alle Zeit soll der heilige Geist auf mich einwirken, und jedesmal, wenn dies geschieht, ist für mich Pfingsten.

Haben wir den heiligen Geist nötig? Solange wir mit unserem eigenen Geist auszukommen meinen, solange ist kein Platz da für den Geist von oben. Wir müssen dazu kommen, daß wir sagen: Nein, der Geist, von dem ich regiert werde, ist nichts, ist oft schlimmer als nichts; er ist böse, er ist ein Geist des Neides, des Hochmuts, der Rachsucht, der Lüge, der Selbstsucht, der bösen Lust. Dieser Geist führt mich in die Irre, er verdirbt mir und andern das Leben. Und wenn es auch nicht so schlimm ist, so herrscht doch ein Geist über mich, dem ich auch nicht viel Gutes verdanke: der Geist der Schwachheit, des Kleinmuts, der Gleichgültigkeit, der Schläffheit, der Kleinlichkeit und Verdricklichkeit. Ach, liebe Leser, senken wir nicht oft: „Wenn ich mich doch nur besser in der Gewalt hätte, wenn ich doch nur ruhiger und geduldiger sein könnte, wenn ich doch nur Meister wäre über meine Launen und Stimmungen, wenn ich nur meine Fehler überwinden, meine Last geduldiger tragen könnte, wenn ich doch mehr Glauben, mehr Hoffnung, mehr Liebe besäße, wenn ich nur furchtloser gegen das Böse aufzutreten wagte und nur treuer wäre in meinem Christenwandel.“

Und wenn wir Augen und Ohren öffnen, um zu sehen und zu hören, was für ein Geist um uns her in den Familien, in den Gemeinden, in den Vereinen, in den Völkern und Staaten herrscht, dürfen wir sagen: „Es herrscht der Geist der Gottesfurcht, der Nächstenliebe?“ Gewiß, es soll freudig und dankbar anerkannt werden, daß doch noch viel Gottesfurcht und Nächstenliebe in unserer Zeit in den Herzen der Menschen wohnt und in der Welt sich auswirkt. Aber über dem Guten, das wir sehen, dürfen wir uns nicht verhehlen, daß doch gerade in der Gegenwart Strömungen eines Geistes sich stark bemerkbar machen, der uns mit Bangen erfüllt. Ein Geist, der sich frei und stark nennt, der aber, näher besehen, nichts ist als zuchtlos, brutal, eigennützig. Ein Geist, der behauptet, es gäbe kein falscheres Wort als das Schiller'sche: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel aber größtes ist die Schuld.“ „Nein,“ ruft der Geist unserer Zeit, „das Umgekehrte ist wahr; die Schuld ist keineswegs ein so großes Uebel, das größte Uebel ist der Tod, das höchste Gut ist das Leben.“ Durch unsere Zeit geht ein Geist der Auflehnung, des Hasses gegen jede Ordnung, jede Autorität. Und wir stehen vielfach ratlos da. Wo soll das noch hinaus?

Im Blicke auf so vieles, was bei uns selbst nicht in Ordnung ist, kommen wir zu der Ueberzeugung: Unser eigener Geist, unsere Kraft reicht nicht aus; wir brauchen Kraft von oben, wenn es bei uns anders werden soll. Und wenn uns für die Schäden der Gegenwart die Augen aufgehen, so lernen wir einsehen: Es bedarf nicht nur einiger Flickarbeit, sondern einer

gründlichen Erneuerung, die nicht durch Gesetze, nicht durch Volksversammlungen, nicht durch Politik, nicht durch Bücher, nicht durch Technik, nicht durch Bildung gebracht wird, sondern dadurch, daß ein neuer Geist in die Menschen hineinkommt. Wir brauchen heiligen Geist.

Wir brauchen den heiligen Geist mit all seinen Wirkungen. Friede und Freude im heiligen Geist, das klingt ja so einladend. Und wenn der heilige Geist Tröster genannt wird, so sind wir fast alle für Trost empfänglich. Aber so sicher der heilige Geist uns tröstet, wie kein anderer Tröster es vermag, so sicher er uns mit Friede und Freude erfüllt, wie nichts anderes es zu tun imstande ist, so sicher ist auch dies, daß er das nur kann, wenn wir ihm das Steuer unseres Lebensschiffes ganz überlassen. Der heilige Geist ist nicht ein Werkzeug oder gar Spielzeug, sondern die höchste Macht. Er läßt sich nicht von uns brauchen, sondern er will uns brauchen, uns regieren. Da heißt es für uns: Trennung, Entsagung, Opfer, Kampf, Selbstverleugnung. Neues wird nicht, ohne daß Altes zerschlagen und aufgegeben wird. Das tut weh. Neues wird nicht ohne Sturm und Schmerz. Der heilige Geist schafft neue Menschen mit anderen Gedanken, anderen Lebensaufgaben und Zielen. Aus schlaffen Menschen macht er feurige, aus ängstlichen getrostete, aus hochmütigen demütige, aus Schwächlingen Charaktere, aus Zweiflern Gläubige, aus irdisch Gesinnten solche, die trachten nach dem, was oben ist.

O, liebe Leser, wie wäre es, wenn in unser Leben hinein ein neuer Geist, ein neues Wollen käme? Würden wir nicht fröhlicher sein, würde es nicht in unseren häuslichen, in unseren nachbarlichen, in unseren öffentlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen anders stehen? Wenn statt des kalten Geistes der Selbstsucht der warme Hauch des Mitleids, des Erbarmens, der Liebe durch das Land ginge; statt des Jagens nach irdischen Dingen ein Trachten nach Gerechtigkeit; statt des Geistes der Unzufriedenheit ein Geist der Selbstprüfung; statt des Geistes der Absonderung ein Geist des verständnisvollen Zusammenarbeitens; statt des Geistes der Auflehnung ein Geist der Zucht; statt unserer Trägheit, unserer Feigheit, unserer ängstlichen Berechnung ein Geist voll Kraft, Mut, Feuer und Vertrauen; wenn anstelle des Faulen, Ungelesenen, Verdrehten, Unwahren, Unsauberen der göttliche Geist treten würde?

Mehr denn je brauchen wir Menschen, die heiligen Geist in sich tragen. Denn die gottfeindlichen Mächte verfügen über bessere Waffen als früher. Früher mochte es genügen, ein Bibelwort entgegenzuhalten. Aber das „Es steht geschrieben“ macht heute auf Tausende nicht den geringsten Eindruck. Sie lassen sich durch das Alter eines Glaubens, einer Lehre oder ehrwürdiger Ueberlieferungen nicht im mindesten imponieren. Im Gegenteil; sie freuen sich, los zu werden von dem „alten“ Christenglauben. Da ist es umso besser, daß Menschen da sind, die den lebendigen Beweis dafür erbringen, daß der aus der heiligen Schrift geschöpfte Geist auch heute noch das Beste zu geben hat. Wollen wir nicht um diesen Geist unsern Vater im Himmel bitten? Wollen wir nicht wegräumen, was das Kommen des Geistes zu uns hindert? Wollen wir nicht demütig bitten: „Herr Jesu, gib mir den Geist, der dich so rein, so geduldig, so weise, so frei, so stark gemacht hat. Ich möchte werden wie du. Ich möchte zur Ehre Gottes leben und meinen Brüdern und Schwestern zum Segen sein. Ich möchte ein Kind Gottes werden. Ich habe allerlei Anläufe gemacht, ich habe allerlei probiert; aber ich schäme mich dessen, was ich durch eigene Kraft erreicht habe. Gib du mir den Geist von oben, die Kraft Gottes!“ —

Predigt am 2. Jahresfest des „Vereins für deutsch-evangelisches Leben in den Schutzgebieten und im Ausland“

am 5. Februar 1911 in der Erlöserkirche zu Breslau
von Generalsuperintendent D. Rottebohm.

Prediger Salomonis 11, 1.
Laß dein Brot über das Wasser fahren,
so wirst du es finden nach langer Zeit.

Dies Wort sei heute dem Verein für das deutsch-evangelische Leben in den Schutzgebieten und im Auslande bei seinem zweiten Jahresfeste in einem besonderen Sinne ans Herz gelegt.

Unser deutsches Volk hat es in mannigfacher Weise befolgt im Laufe seiner Geschichte. Wir Deutschen sind ein Wandervolk. Wir waren es schon damals, als unsere Vorfahren die Länder des alten römischen Reiches zumteil neu besiedelten und mit ihrer sittlichen Gesundheit, mit ihrer frischen Tatkraft in neue Bahnen geschichtlicher Entwicklung lenkten. Wir sind es geblieben auch in der neuen Zeit. Wie viele Millionen Deutscher haben seit einem Jahrhundert ihre alte Heimat verlassen und haben sich besonders auch jenseits des Meeres eine neue Heimat gesucht, haben ihr Brot, ihre Kraft, ihre Unternehmungslust, ihren Fleiß mitgenommen, haben das alles wie guten Samen in dem fremden Boden ausgestreut und geduldig der Zeit geharrt, wo ihnen aus der Aussaat auch eine Ernte zuwachsen würde. Und dieser Drang hinüber übers Meer hat sich in gewisser Weise noch gesteigert, seit wir ein Volk und Reich sind. Wir sind jetzt auf Handels- und Kriegsschiffen ein seefahrendes Volk geworden, wie wir es noch nie zuvor gewesen sind. Frischer Wagemut, kühner Unternehmungsgest, zähe Ausdauer deutscher Männer und Frauen tritt uns dabei überall entgegen. Was auf dem Rathause zu Bremen geschrieben steht: Navigare necesse est, vivere non necesse est, — „Schiffahrt treiben ist notwendig, sei es auch mit Einsatz des Lebens“ — das kennzeichnet heutzutage nicht nur den hanfischen Geist, sondern den Geist des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit. Unser deutsches Herz schlägt höher, wenn wir es sehen: kein Land Europas, kein Weltteil auf unserem Planeten, wo nicht, oft in sehr großer Zahl, Deutsche sich angesiedelt haben, Bauern, Handwerker, Kaufleute, Industrielle, Gelehrte, wo sie nicht durch Fleiß und Tüchtigkeit die größten Schwierigkeiten überwinden, um sich eine Existenz und Heimat auf fremdem Boden zu erobern, und dem Lande, in das sie eingezogen sind, einen Kulturgewinn zu bringen. Und die Frucht ihres Fleißes wirkt als Segen auch wieder auf die alte Heimat zurück in mannigfacher Weise, wenn auch oft erst nach langen heißen Mühn. So bewahrheitet es sich in diesem Sinne an unserm Volk: Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit.

Wir müssen jetzt ein weites Herz haben, um nach E. M. Arndts Lieb sie alle mitzumfassen, „das ganze deutsche Volk, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“: zu den mehr als 60 Millionen Deutschen daheim noch etwa 30 Millionen Deutsche außerhalb des Reichs, zerstreut in aller Welt! Und unsere Landsleute jenseits des Wassers sind dazu weit mehr als zur Hälfte nicht nur unsere Landsleute, sondern auch unsere Glaubensgenossen, mit uns auf dem Boden der Reformation erwachsen, mit uns von der geistlichen Milch der evangelischen Kirche genährt.

Wollen wir nun nicht willig sein, für sie alle unser Herz offen zu halten, sie mit auf unser Herz zu nehmen? Das ist die Frage, die uns heute bei seinem zweiten Jahresfest unser Verein zuruft, durch die er uns in unserm Gewissen ernstlich anfassen und uns kräftig aufrütteln will, daß wir es geloben: Ja, wir wollen es, denn es ist unsere heilige Pflicht — kraft der Gemeinschaft des Volkstums und der Gemeinschaft des Glaubens — wir wollen es, denn Gott will es.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Das ist das Brot der Seele. Das unsern Landsleuten und Glaubensgenossen zu bringen, ist unsere besondere Aufgabe. Und in diesem Sinne wollen wir uns heute Abend das Wort des Predigers zurufen:

Laß dein Brot übers Wasser fahren,
so wirst du es finden nach langer Zeit.

Wir hören aus diesem Wort eine Aufgabe heraus, die wir beherzigen wollen, und eine Verheißung, die uns anspornen soll.

I.

Zuerst die Aufgabe: Laß dein Brot übers Meer fahren! Bringe deinen Brüdern jenseits des Meeres, die mit dir Kinder

eines Volkstums und einer Kirche sind, das Evangelium, soweit sie dazu keine Hilfe brauchen

Bedarf diese Aufgabe noch einer Begründung? Liegt sie nicht auf der Hand? Wenn der Apostel sagt: „So jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide,“ so gilt das auch von der Volkfamilie, so gilt das auch von den geistlichen Gütern, mit denen wir die Glieder unserer großen Volkfamilie versorgen sollen. Wenn wir dem Befehl des Herrn getreu unsere Sendboten zu den heidnischen Völkern hinausenden, um ihnen das Evangelium unseres Heilands zu bringen, sollten wir dann unsere Glieder und Brüder, die unter ihnen zerstreut sind, darben lassen? Hat nicht der große Heidenapostel, indem er das Evangelium zu Griechen und Römern brachte, mit heißem, verzehrendem Eifer darum gerungen, auch sein eigenes Volk zur Seligkeit des Evangeliums zu führen?

Lange ist uns diese Pflicht nicht voll zum Bewußtsein gekommen. Wir haben uns vielfach beschämen lassen durch den großen Eifer, mit dem andere Völker, z. B. die Engländer, für die religiösen Bedürfnisse ihrer Landsleute in der Ferne gesorgt haben. Aber jetzt sind die Zeiten vorbei, wo man, wie mit Schenkklappen eingeeengt, nichts sah als die Kirchtürme in der eigenen Stadt und im eigenen Land. Mit unserer ganzen geistigen, religiösen und politischen Entwicklung hat sich unser Blick und unser Herz geweitet. Seit 80 Jahren treibt der Gustav Adolf-Verein in immer gewaltigerem Umfang sein großes Segenswerk und kann jetzt jährlich 2 Millionen Mark den Glaubensgenossen in der Zerstreuung für ihre kirchlichen Bedürfnisse darreichen. Das ist ein Werk, so großzügig und so volkstümlich, daß daneben nur das Werk der Heidenmission und die Arbeit der Innern Mission genannt werden kann. Und wenn auch der Gustav Adolf-Verein in ökumenischer Weitherzigkeit mit seiner evangelischen Bruderschaft alle Evangelischen umfaßt, so sind es doch tatsächlich zu weit, weitaus dem größten Teil die evangelischen Deutschen, denen sein Dienst gewidmet ist. Und andere Organisationen haben sich angeschlossen, wie die evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika, und jetzt auch die Frauenhilfe fürs Ausland und ebenso in seinem Gebiete der lutherische Gotteskasten. Die deutschen evangelischen Kirchenregierungen, an der Spitze unser Evangelischer Oberkirchenrat, sind sowohl einzeln wie in ihrer Vereinigung als Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß für die kirchliche Versorgung der deutschen evangelischen Diaspora in aller Welt und für die kirchliche Versorgung unserer Schutzgebiete in umfassender Weise eingetreten. Gottlob, es geht vorwärts!

Aber Vorposten und Offiziere können keine Schlacht schlagen und gewinnen; das können nur Heere. Vereine und Kirchenregierungen sind im Grunde nur wie Vorposten und Offiziere. Was hinter ihnen stehen muß, was ihnen ihre Kraft verleihen muß, das ist das ganze deutsche evangelische Volk. Und wenn auch Millionen in unserm deutschen evangelischen Volk das Herz hierfür warm schlägt, andere Millionen stehen noch gleichgültig und kalt beiseite, und legen die Hände in den Schoß oder tun doch bedauerlich wenig. Deshalb möchte der junge, feststehende Verein da, wo er Boden faßt, mit erwecken und anregen helfen; er will laut rufen: Evangelische deutsche Christen, wacht auf, wacht auf! Gedenkt eurer Brüder und Schwestern drüben! Öffnet euer Auge, öffnet euer Herz, öffnet eure Hand! Seid wacker und stärkt das Andere, das sterben will!

Die Augen öffnen! Darin besteht ja das Erwachen! Und hier sind die offenen Augen das allererste und allerwichtigste. Ich bin gewiß, wenn nur erst einmal das Auge recht aufgegangen ist für die Aufgabe, dem öffnet sich dann mit innerer Notwendigkeit auch das Herz, und wo das Herz geöffnet ist, da öffnet sich mit unmittelbarem Drange auch die Hand.

Es wäre der Mühe wert, einmal eine Rundwanderung unter unsern Glaubens- und Volksgenossen in der Ferne anzutreten, wie die kleine gehaltvolle Schrift „Bilder aus dem deutsch-evangelischen Leben im Auslande“ sie uns darbietet. Ich wünsche euch allen die Anregung, die diese und ähnliche Schriften bieten. Aber diese kurzen Augenblicke gestatten mir nur wenige Worte.

Ich war ergriffen, als ich im September 1910 auf dem letzten großen Gustav Adolf-Fest in Stralsund den Pfarrer Nad von Banjaluka in Bosnien von seinen deutschen Bauerngemeinden erzählen hörte. Welche Mühsale, welche Mißgeschicke, welche Kämpfe ums Dasein! Und dabei welche Zähigkeit, welche Kraft, Tüchtigkeit und Ausdauer! In allen aber eine unvergleichliche Festigkeit und Innigkeit ihres evangelischen Glaubens. Es ist gar nicht auszumalen, welche Opfer diese wackern Bauern sich abgedarbt haben und fort und fort abdarben, um ihre Kirchen zu

bauen, ihren Pfarrer zu erhalten, ihre Schulen einzurichten. Und der eine Pastor hat dabei eine Gemeinde räumlich wohl größer als der Regierungsbezirk Breslau. Zweidrittel des Jahres ist er auf mühseligen Reisen, um seinen zerstreuten Bauern den Hunger nach Gottes Wort zu stillen. Woher solche Innigkeit des Glaubens? Weil sie es spüren: „Wir können diesen schweren Kampf nicht kämpfen, wir können Kopf und Herz nicht hochhalten, wenn wir unsern Gott nicht bei uns und in uns haben.“ Gott ist die Kraft ihres Lebens und Ringens. Und zugleich das andre: „wir bleiben nicht deutsch, wenn wir nicht evangelisch, wenn wir nicht fromm bleiben.“ Da zeigt sich der zarte innige Zusammenhang zwischen Volkstum und Glaubensart! Am deutschen Gottesdienste, an der deutsch-evangelischen Schule, an der deutschen Hausandacht, am deutschen Gebet, an der deutschen Bibel hängt ihre persönliche Kraft und ihr Deutschtum in gleicher Weise. — Oder geht zu den 2 Millionen evangelischer Sachsen in Siebenbürgen, da hat sich durch Jahrhunderte hindurch dieselbe Erscheinung bewährt, und diese wackeren Gemeinden, die Fleisch von unserem Fleisch und Geist von unserem Geist sind, ringen heute unter schweren Gegensätzen und Kämpfen um beides zugleich: um ihr Volkstum und um das Evangelium. Beides wird bei ihnen miteinander stehen oder fallen.

Ich war ebenso tief gegriffen, als wir in Straßburg von einem gründlichen Kenner der Verhältnisse, Pastor Braunschweig, nach Südamerika geführt wurden, und dort einen Blick in die deutschen Ansiedlergemeinden aus Pommern tun durften, die — auch kraftvolle und tüchtige Pioniere der Kultur — mit glühendem Herzen und zähem Sinn an ihren heimischen kirchlichen und deutschen Seiten halten. Sie spüren es im Ernst des Lebens, daß darin die starken Wurzeln ihrer Kraft liegen!

Aber denkt ja nicht, daß diese idealen Gesinnungen sich überall bei unsern deutsch-evangelischen Brüdern im Auslande finden. Ach, wenn das wäre, so brauchten wir nicht bange zu sein. Aber es ist oft ganz anders, und sehr traurig! Vielerwärts sind unsere evangelischen Landsleute drüben im Kampfe ums Dasein, weil ihnen alle kirchliche Versorgung in Kirche und Schule und Haus gefehlt hat, religiös verwildert, gleichgültig und stumpf geworden. Oft genug ist ihr Sinn nur aufs Verdienen gerichtet, der unsichtbaren Welt Gottes abgewandt! Und die Folge? Mischehen, katholische Kinderziehung und damit Uebergang an die fremde Nation und die fremde Kirche schon im nächsten Geschlecht. Unzählige Verluste ergeben sich daraus für die evangelische Kirche und das deutsche Wesen in der Welt. Der Blick darauf muß uns noch vielmehr aus unserer Gleichgültigkeit und Lässigkeit aufrütteln. Es ist ein Stück Selbsterhaltung für unser Volk und unsere Kirche, um das es sich handelt. Darum frisch ans Werk, ehe es zu spät wird. Viel ist schon verloren. Stärke, was sterben will und stärke, was leben will und noch erhalten werden kann.

Und ganz besonders muß uns doch die Fürsorge für unsere evangelischen Landsleute in unseren Schutzgebieten am Herzen liegen, die der Evangelische Kirchenausschuß kraftvoll in die Hand genommen hat. Unser feststehender Verein will wohl in erster Linie die Gewissen wecken und die Herzen anregen helfen für die Gesamtaufgabe der deutschen Diasporapflege im Auslande. Aber zugleich möchte er doch mit den Gaben, die die Liebe ihm anvertraut, an irgend einen besonderen Punkte auch werktätig helfen. Und da ist es gewiß mit Freuden zu begrüßen, daß er, statt seine noch so kleine Kraft in der Unendlichkeit der Aufgaben zu verzetteln, sich eine ganz bestimmte, begrenzte Aufgabe gestellt hat: Förderung des kirchlichen Lebens in unsern deutschen Schutzgebieten, zunächst den Kirchbau in Swakopmund, und daß er diese so wichtige, besondere Aufgabe, die ohne weiteres ihr die Herzen vieler gewinnen muß und wird, auch deutlich in seinem Statut und Namen zu Ausdruck bringt. Hier handelt es sich wirklich um eine große sittlich-religiöse Aufgabe an unsern Hausgenossen. Wir werden davon heute Abend noch hören. Wir kennen die sittlichen Gefahren für unsere Landsleute in den Kolonien nur allzu gut aus vielen bitteren Erfahrungen. Wir erleben oft mit Schmerz, wie viele von ihnen diesen sittlichen Gefahren erliegen und weder dem deutschen noch dem Christen-Namen zu Ehre gereichen. Das Evangelium muß in ihnen eine Kraft werden, um sie rein, um sie stark, um sie auf der Höhe zu erhalten, um sie zu wirklicher Kulturarbeit zu befähigen, daß sie Licht und Salz für die Kolonien werden.

Und noch eins. Es ist bekannt, wie eifrig die katholische Kirche in der kirchlichen Fürsorge für unsre Kolonien ist, wie sie daran arbeitet, in unseren Kolonien das katholische Wesen zur Geltung zu bringen. Sie ist uns weit voraus. Ist das nicht wahrhaft beschämend für uns? Und merken wir nicht, was in

kirchlicher Hinsicht für uns auf dem Spiele steht? Darum vorwärts, ans Werk, mit ganzem Herzen! Wenn irgend etwas dazu dienen kann, dem jungen Verein zu vielen Evangelischen den Weg zu bahnen, dann ist es dies, daß er die kirchliche Versorgung unserer Schutzgebiete als seine ganz besondere Aufgabe kräftig heraushebt und doppelt unterstreicht! Denn hier ist das Brennende der Gewissenspflicht so fühlbar, daß auch kalte Herzen daran entzündet werden müssen!

II.

Da liegt also die Aufgabe, die diese Stunde uns ins Herz schreiben will: Daß Dein Brot übers Wasser fahren! — Fassen wir nur erst die Aufgabe, so verstehen wir alsbald auch die Wahrheit der Verheißung: so wirst du es finden nach langer Zeit. Deshalb bedarf es darüber nicht mehr vieler Worte. Aber ein Sporn zum Eifer im Werk möchte uns die Verheißung doch sein. Aus dem Werk, wenn wir es kraftvoll angreifen, strömt reicher Segen, auch schon sogleich, aber noch vielmehr später, nach langer Zeit, auf unser Volk, unsere Heimat, unsere Kirche zurück. Daß unserm Volk durch die Erhaltung nationaler Art bei seinen Kindern in der Fremde ein großer Zuwachs an Kraft in der Welt zuteil wird, ist gewiß, — doch ich will davon hier nicht reden. Aber welche Bedeutung für unsere evangelische Kirche, wenn unsere Glaubensgenossen drüben ihrem Glauben treu bleiben, durch ihren Glauben ihre Tüchtigkeit bewahren und ihre sittliche Kraft stärken, wenn sie dadurch stille, wirksame Evangeliumsträger unter Andersgläubigen werden, wenn sie bei ihrer Rückkehr in die Heimat nicht wie Fremdkörper in unserem kirchlichen Leben sich zeigen, sondern sich freudig wieder in die treu bewahrte kirchliche Art der Heimat einfügen. Welcher Segen für uns selbst, zur Stärkung unseres eigenen Glaubens, zum Wachstum unserer Liebe, wenn wir der Stimme des Herzens und Gewissens folgen und dies große Werk evangelisch-deutscher Bruderliebe kraftvoll und hoffnungsfreudig erfassen, welch' eine innere Erhebung gegenüber den mancherlei schmerzlichen Erfahrungen auf dem Boden unseres heimischen kirchlichen Volkslebens. Darum, auf! Brüder und Schwestern, auf! ans Werk! Gott wird es segnen. Denn Gott will es!

Vom Zauberwesen in unsern Gemeinden.

Wenn die christlichen Missionare nach einem längeren Aufenthalt in der Heidenwelt wieder in ihre Heimat zurückkehren, pflegen sie gewöhnlich von ihren Erfahrungen zu berichten, von den Fortschritten und auch von den Hemmnissen des Evangeliums. Da spielen ihre Hauptgegner, die heidnischen Zauberpriester eine große Rolle, die Zauberer, die das Volk dumm halten und den Leuten viel Geld abnehmen, wenn sie bei Krankheiten der Menschen und des Viehes geholt werden. Die Missionare wissen wunderbare Geschichten von dem Zauberfack der schlauen Betrüger, in dem oft sonderbare Dinge sind: Löwenkrallen, Tigerschwänze, Schweinezähne, Rinderhaare und was solche Herrlichkeiten mehr sind. Da wird erzählt von ekelhaften Zaubertänzen, die die Zauberer zurecht brauen, wie Tiere geschlachtet werden und dabei unter Gemurmel von unverständlichen Worten die bösen Geister oder was es oft als dasselbe gilt, die Totengeister beschworen werden. Die Aufgabe der Priester ist es dann auch vielfach bei jedem Unglück einen Schuldigen anzugeben. Wenn z. B. das Vieh eines heidnischen Bauern krank ist, oder die Kühe keine Milch mehr geben wollen, oder wenn ein Kind Krämpfe hat, so meinen die Heiden irgend einer muß doch durch seinen bösen Blick das Uebel verursacht haben. Und durch die Angaben des Zauberers kann es dahin kommen, daß sich die Nachbarn miteinander verfeinden, daß ganz harmlose Leute von ihren Bekannten ängstlich gemieden werden. Niemand wagt im Dunkeln an ihrem Hause vorüberzugehen. Es kann womöglich geschehen, daß ein gänzlich unschuldiger, der es aber mit dem Zauberpriester irgendeinmal verdorben hat, von der verhassten und erregten Bevölkerung bis auf das Blut verprügelt, ja sogar daß ein solcher Unglücklicher unter entsetzlichen Qualen zu Tode gemartert wird. Wenn die Missionare solche Geschichten von den armen Heiden erzählen, bekommen die christlichen Zuhörer nicht selten ein gewisses Gruseln. Und mancher spricht vielleicht in seinem Herzen: „Gott sei Dank, daß wir in der Christenheit keine Zauberer haben.“ Ist das richtig? Gibt es wirklich innerhalb der christlichen Gemeinden keine Zauberei mehr. Der Leser mache einmal die Probe und frage bei seinen christlichen Bekannten herum, wer einen Zauberer oder eine Zauberei kenne. Meistens werden die Leute sagen: „Nein, so etwas gibt es bei uns nicht mehr. Das Zaubern ist ja auch laut der Erklärung

des zweiten Gebotes ein Mißbrauch des Namens Gottes und darum eine Sünde. Das tut doch kein Christ! Ist das wahr? Man stelle sich einmal eine Diebesgesellschaft vor. Ob wohl da die Spitzhaken sich untereinander fragen: „Wo hast du denn heute wieder dein Geld her „gestohlen“? Bewahre, Bewahre, da heißt es sein säuberlich: „Wo hast du denn heute dein Geld hergenommen?“ „Stehlen“ sagt man nicht gern, das ist ein schlechtes Wort. Aber liegt dann kein Diebstahl vor, wenn man ein anderes Wort dafür gebraucht? Und so hat man für das Zaubern bei uns nur andere Namen. Man sagt vielleicht „hegen“ oder „besprechen“ oder „brauchen“, in manchen Gegenden „böten“ usw. Die Zauberer nennt man „Hegenmeister“ oder auch nur „kluge Leute, die mehr wissen als die gewöhnlichen Menschen“. Da heißt es: „Dieser versteht sich auf Sympathie, jener legt Karten.“ Vielleicht macht man auch nur ein bedeutungsvolles Gesicht und sagt: „Der oder jener kann etwas“, und da weiß jeder schon Bescheid. Liebe Leser, denkt einmal nach, habt ihr noch nie von solchen Leuten gehört, die geholt werden, wenn Menschen oder Vieh krank sind? Die dann helfen sollen, ohne daß sie nachweislich viel gelernt haben, die das aber so können. Solche Männer und Frauen stecken dann ein sehr geheimnisvolles Gesicht auf und murmeln in tiefer Grabesstimme schwer verständliche Worte. Wenn man genau hinhört, versteht man vielleicht: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ usw. Wenn sich der Zauberer zum römisch-katholischen Glauben bekennt, nennt er vielleicht noch einige Heiligennamen, jenachdem, was er besprechen will, verschieden. Da werden dann auch Zeichen angegeben, um den Schuldigen zu erkennen, vor dessen Umgang man sich hüten müsse. Ist das nicht genau ebenso, wie in der Heidenwelt? Da heißt es: „Derjenige, der am dritten Tage zuerst mit „Guten Morgen“ das Haus betritt, oder derjenige, der zuerst kommt, ein Handwerkszeug zu borgen, hat das Unheil verursacht.“ Aber auch sonst treibt der Hegenmeister Unfug. Er zündet womöglich auch ein kleines Feuer an und verbrennt da alte Lappen, Knochen oder dergleichen, geht mit einem kleinen Besen oder Büschel umher und segt damit in der Stube herum, schreitet vielleicht auch die Grenze ab, steckt auf der Weide ein Stüchchen Land ab und läßt dasselbe einzäunen, und was solche Wunderlichkeiten mehr sind. Und das soll dann helfen. Ob es hilft, ist wohl sehr unsicher. Wenn das Uebel, dem der Zauberer Abhilfe schaffen sollte, wirklich besser wird, und das kann ja bei eingebildeten Leiden vorkommen, so wäre es aller Wahrscheinlichkeit nach auch ohne- dem besser geworden. Sicher ist nur, daß es ordentlich etwas kostet. Wenn jemand an die schwarze Kunst des klugen Mannes glaubt, so läßt er es sich eben bezahlen. Manch einer sagt vielleicht: „Das ist gleich die verdiente Strafe für die große Dummheit.“ Aber damit allein ist die Sache nicht abgetan. Und darum will der Christenbote dieses dunkle Tun und Treiben auch einmal mit dem rechten Namen nennen. Es ist nichts weiter als Zauberei, fauler Zauber! Und da will er noch sagen, nicht nur die Zauberer selbst, sondern auch diejenigen, die ihre Dienste in Anspruch nehmen, machen sich schuldig. Denn neben der großen Torheit ist es auch eine Nachlässigkeit, durch törichte Mittel und durch Herplappern und Murmeln des Gottesnamens und sonderbarer Sprüche die göttliche Hilfe erzwingen zu wollen. Solange dergleichen bei uns noch vorkommt, ist trotz der christlichen Taufe das Heidentum noch nicht ausgerottet, und wir haben keinen Grund, auf die dummen Heiden mit Stolz herabzusehen. Nun nimmt leider der Zaubereiaberglaube in unsern Gemeinden nicht einmal ab. Im Gegenteil, man kann feststellen: Er ist sogar an manchen Orten im Wachsen begriffen. Seit einiger Zeit machen sich in unserer Gegend die alten heidnischen Zauberer in ganz eigentümlicher Verkleidung bemerkbar. Sie sollen sich selbst als Pastoren bezeichnen und ihre Anhänger sollen sich Bruder und Schwester nennen. Sie tragen also ein ganz christliches Mäntelchen. Sie kommen auch nicht mit einem Zaubersack, sondern brauchen für ihre schändlichen Zwecke die Bibel und ein christliches Gesangbuch. So wie die alten Zauberkünner behaupten, aus einem Kartenspiel, aus dem Kaffeelatz, oder aus einem Bleiguß Blick in die Zukunft und in die unsichtbare Welt tun zu können, so wollen diese neuen Zauberer aus Gesangbuchliedern alles herauslesen, was ihre Anhänger wissen wollen. Sie geben auch vor, die Toten befragen zu können und wollen auf diese Weise allwissend sein und versprechen auch, alle Gebrechen bei Mensch und Vieh heilen zu können. Wir haben es hier offenbar mit einer Art des Spiritismus zu tun. Spiritist ist eigentlich auch nur ein anderer Name für Zauberer, und Spiritismus ist nichts anderes wie die alte Zauberei und darum derselbe Schwindel. Und wenn die Spiritisten

ihren Unsinn auch mit dem hochtrabenden Namen Wissenschaft bezeichnen, so wird das dadurch um kein Haar besser. Das Schöne ist, daß diese Träger der Wissenschaft erklären, wer zu ihnen käme, der hätte Kirche und Schule nicht mehr nötig; man könne bei ihnen in kurzer Zeit alles lernen. Bisher hat es aber noch niemals auf der Welt eine Wissenschaft gegeben, ohne lang anhaltendes, fleißiges Lernen und gründlichen Unterricht. Die Erklärungen der Spiritisten sind darum auch nur so zu verstehen, daß sie fürchten, ihre Gläubigen könnten durch Kirche und Schule hinter die Wahrheit kommen, und sie selbst würden als arge Schwindler und unwissende Menschen entlarvt. Darum habe man auf die neuen Zauberer ein wachsames Auge, und lasse sich niemand durch die schönen Reden verführen und durch ihre langen Gebete blenden. Es sind falsche Propheten in Schafskleidern.

Neben solchen traurigen Beobachtungen hat aber der Schreiber dieser Zeilen auch die Freude gehabt, zu sehen, daß es in unseren Gemeinden auch eine Reihe christlich gesonnener Männer giebt, die jene Propheten gleich als das erkannt haben, was sie sind, und daß noch immer gute Bibelfkenntnis verbreitet ist, die neuen Scheinheiligen zu widerlegen. Diejenigen aber, die durch die zur Schau getragene Frömmigkeit und durch die angeblichen Erfolge stutzig gemacht sein sollten, mögen sich an Christi Wort erinnern: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Ob das wohl gute Früchte sind, Werke der Nächstenliebe, wenn die neuen Zauberer, Spiritisten oder wie soll man sie nennen, aus manchen abgelegenen Tiefsen das Geld wegschleppen, sodaß arme Kolonisten borgen müssen und so in Schulden geraten?

Der Sonntag.

(Fortsetzung).

2. Sonntag und Arbeit.

Wenn für uns Christen der Sabbat Geltung hätte, dann befänden wir uns bei der Frage nach der Arbeit an diesem Tage in einer schwierigen Lage. Die gleiche Schwierigkeit ergäbe sich, wenn wir für unsern Sonntag an das Sabbatgebot 2. Mose, 20 gebunden wären, wie viele immer noch meinen. Da nämlich nach diesem Gebot alle Arbeit für Mensch und Tier zu unterbleiben hat, wir aber andererseits ohne Arbeit garnicht auskommen können, so müßten wir alsbald nach Gründen suchen, die uns berechtigen, diese oder jene Arbeit trotz jenes Verbots am Sonntag zu verrichten. Wir würden etwa sagen, die Arbeit, die ich tue, ist nötig, um das Leben von Mensch und Tier zu erhalten, oder sie ist ein Gebot der Nächstenliebe, oder allgemein, das Interesse der menschlichen Gesellschaft verlangt die Sonntagsarbeit. Wer entscheidet aber, ob die Not wirklich so groß oder das Interesse der Allgemeinheit wirklich so hoch zu bewerten war, daß deshalb ein göttliches Gebot übertreten werden dürfte. Wer bürgt dafür, daß jene Sonntagsarbeit in Gottes Augen nicht doch eine Sünde war. Für Gedankenlose gäbe es allerdings kaum solche Bedenken, aber bei diesen Fragen kann überhaupt immer nur mit gewissenhaften und nachdenkenden Menschen gerechnet werden; und sie kämen aus der Unsicherheit nicht heraus.

Noch von einer andern Seite her wäre es möglich, das Verbot der Arbeit am Sonntag mit den Forderungen des Lebens in Einklang zu setzen. Man könnte die Frage aufwerfen, was ist denn eigentlich Arbeit, und den Begriff Arbeit so eng fassen, daß dem Christen bei allen am Sonntag nötigen kleinen Verrichtungen wie füttern, reiten, fahren, kochen, seggen, nähen, schreiben, kaufen, verkaufen usw. ein gutes Gewissen bliebe. Wenn es nur nicht Menschen gäbe, denen auch dies schon zu viel ist, und wenn nur 2. Mose, 20 nicht auch für die Tiere völlige Ruhe bestimmt wäre.

Wir kommen in der Tat von einem Gebote aus, daß die Enthaltung von jeder Arbeit verlangt, nicht zu Gedanken, die das Tun des Menschen am Sonntag befriedigend regeln. Allerdings hat es Menschen gegeben, die vom Sabbatgebot der Juden aus das Tun und Lassen des einzelnen am Sabbat in feste Normen fassen wollten. Das waren die Gesetzeslehrer der Juden vor und zur Zeit Jesu, die „Schriftgelehrten und Pharisäer“, mit denen Jesus um dieser ihrer Normen willen manchen Zusammenstoß gehabt hat. Nach ihnen gab es 39 Hauptarbeiten, die verboten waren, zu denen jedoch nicht nur „säen, adern, ernten, mahlen, hacken, spinnen“ gehörten, sondern auch, mehr als einen Buchstaben schreiben, weiter als den Sabbatweg gehen, einen Knoten machen oder auflösen und dergl. Daß sie das

Ausraufen der Aehren am Sabbat als Sünde betrachteten, sagt uns Marcus 2, 23 und 24, daß sie das Heilen am Sabbat für unerlaubt hielten, Marcus 3, 1—6 und besonders Lucas 13, 14: „Da antwortete der Oberste der Schule . . . : Es sind 6 Tage, darinnen man arbeiten soll; in denselbigen kommt und laßt euch heilen, und nicht am Sabbatage.“ Jesu Antwort darauf B. 15 zeigt selbst vom Standpunkt des Sabbatgebotes aus die Wichtigkeit der Bemühungen, bin ins Kleine und Kleinste bestimmen zu wollen, was man tun darf am Sabbat und was nicht: „Da antwortete ihm der Herr und sprach: Du Heuchler! Löset nicht ein jeglicher unter euch seinen Ochsen oder Esel von der Krippe am Sabbat und führt ihn zur Tränke?“ Mag in diesem Falle keine Heuchelei vorgelegen haben, so führte doch nur zu oft die pharisäische Spitzfindigkeit dazu. Das Gebot, das nach Meinung der Pharisäer jegliche Arbeit untersagte, wurde dann solange gedreht und gewendet, bis es wirklich aufgehoben war. So sollte es keine Sünde sein, einen Buchstaben, wohl aber zwei nebeneinander zu schreiben. Nun dann, so folgerten die Schriftgelehrten, dann kann es kein Unrecht sein, wenn man zuerst einen Buchstaben auf diese und dann einen auf jene Seite schreibt, mag auch durch das ständige Wiederholen dieses Tuns tatsächlich das Schriftstück trotz des Sabbats zu stande kommen. Ob man die Beschränkung der Bewegungsfreiheit am Sabbat durch die Länge des Sabbatweges vielleicht auf ähnliche Weise umging, indem man nach jedesmaliger Ruhepause wieder einen Sabbatweg frei hatte, entzieht sich unserer Kenntnis. Für verständige Menschen ist jedenfalls durch die Lächerlichkeit und Unwahrscheinlichkeit der pharisäischen Vorschriften vollends klar, daß man aus den Schwierigkeiten nicht herauskommt, wenn man beginnt, das an sich so wertvolle Sabbatgebot des Alten Testaments zu pressen. Wir können in der Tat froh sein, daß wir für unsern Sonntag kein Gebot haben, welches das Unterlassen jeder Arbeit an ihm als Gott wohlgefällig fordert; wir sind damit vor Gewissensbedenken und Gewissensvergewaltigungen, nicht zuletzt auch vor dem Geist der Gesetzesfanatiker sicher und haben die Freiheit, unsere Sonntagsruhe den Zeitforderungen entsprechend zu gestalten.

Diese Sitte ist je nach Zeiten und Ländern ganz verschieden gewesen und bis heute ständigen Veränderungen unterworfen. Ueber die Anfänge einer Auszeichnung des ersten Wochentages vor den andern wurde bereits oben gesprochen. Dabei wiesen wir darauf hin, daß es sich am Anfang durchaus nicht um Ruhe von der Arbeit am Sonntag gehandelt hat. Morgens oder abends vielmehr kamen die Christen zusammen, damit sie in ihrer Tagesarbeit nicht gestört würden. Waren doch unter den Christen der ersten Zeiten die allermeisten in abhängigen Stellungen und konnten schon deshalb nicht die Arbeit lassen. Aber auch späterhin, als wenigstens in den größeren Gemeinden alle Stände vertreten waren und die jüdische Sitte des Ruhens an einem Tage der Woche Einfluß auf den ersten Wochentag gewann, hat man nicht daran gedacht, daß die Enthaltung von der Arbeit am Sonntag gottgewollt wäre. Das Unterlassen der Arbeit ergab sich vielmehr von selbst. Es blieb einfach keine Zeit dazu für alle die, welche die Gottesdienste mitfeiern wollten, und das dürfte die ganze Gemeinde gewesen sein. Ferner veranlaßte der Gedanke, daß der erste Wochentag als Auferstehungstag Jesu ein Freudentag, ein Feiertag sei, wie etwa im Leben des einzelnen die Geburtstage, dazu, die Arbeit zu lassen und sich dem Feiern zu ergeben. Aber an das Sabbatgebot dachte man nicht. Sonst hätte nicht eine Kirchenversammlung im 4. Jahrhundert (zu Laodicea 363) beschlossen, man solle sich möglichst der Arbeit enthalten, und sonst wäre nicht auf einer Kirchenversammlung des Jahres 538 die Meinung als judaisierend verurteilt worden, „man dürfe am Sonntag weder reiten noch fahren, weder Mahlzeiten bereiten noch sich selbst oder das Haus schmücken.“ Auch die staatliche Sonntagsgesetzgebung, mit der Kaiser Konstantin der Große im Jahre 321 den Anfang machte, indem er den Gerichten und städtischen Gewerben am ersten Wochentag Stillstand gebot, sowie später auch militärische Übungen an diesem Tage untersagte, ist nicht beeinflusst von dem alttestamentlichen Sabbatgebot. Ja, Kaiser Konstantin selbst hat wahrscheinlich nicht einmal an die Sonntagsfeier der Christen gedacht, sondern vielmehr bei seiner Hinnahme zum Sonnenkultus an die Verehrung der Sonne am Sonntage, als dem Tage des Sonnengottes. Bei seinen Nachfolgern ist allerdings das christliche Interesse in ihrer Sonntagsgesetzgebung unverkennbar, aber das Sabbatgebot spielt keine Rolle. Dasselbe gilt von den im Abendlande von Staat und Kirche erlassenen Gesetzen, so schroff sie auch, besonders in der fränkischen Kirche, gewesen sind.

Eine Aenderung in der Begründung der Ruhe am Sonntag tritt erst mit dem 8. Jahrhundert ein. Von da ab wendet man

allgemein die Grundsätze von 2. Mose, 20 auf den Sonntag an, sodaß Jahrhunderte hindurch bis zur Reformation das Sabbatgebot wieder in Geltung stand. Luther und die übrigen Reformatoren haben auch hier dem urchristlichen Gedanken Anerkennung verschafft, aber nicht verhindern können, daß man späterhin sowohl auf lutherischem als besonders auf reformiertem Kirchengelände teils zögernd, teils mit aller Schärfe sabbatarische Grundsätze aufstellte. Unter dem Einfluß solcher Gedanken ist es zu der Strenge der Sonntagsfeier in England und in Nordamerika sowie zu der Unsicherheit, die in deutschen, evangelischen Gemeinden bezüglich der Arbeit am Sonntag herrscht, gekommen.

Welche Stellung sollen wir nun zur Sonntagsarbeit einnehmen? Sollen wir in der Erkenntnis, daß wir kein Gebot haben, das uns die Ruhe von der Arbeit am Sonntag gebietet, den Sonntag zum Werktag machen? Sollen wir denen folgen, die es für einen überwundenen Standpunkt halten, am Sonntag zu ruhen, weil sie sich für viel zu aufgeklärt halten? Sollen wir es dem Zufall überlassen, wie wir den Sonntag verbringen, arbeitend oder ruhend, je nach dem größeren oder geringeren Drängen der Arbeit oder je nach unserer Laune? Die Antwort hat ganz gewiß zu lauten: wir wollen am Sonntag ruhen. Von den Gründen dafür soll jetzt die Rede sein.

Der Sonntag gehört nach unserer Meinung zu den Erregungseigenschaften der Geschichte, die großen Segen in sich tragen. Diese Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn. Es ist keineswegs so, daß mit fortschreitender Kultur und fortschreitender Aufklärung in den Ländern, deren Bewohner in der Mehrzahl Christen sind, der Sonntag an Wert einbüßte. Das Gegenteil ist vielmehr richtig, sein Wert wird immer mehr erkannt. Dabei sind es nicht in erster Linie gewisse Rücksichten auf die christlichen Kirchengemeinschaften. Von solchen Rücksichten kann z. B. in Nordamerika, wo die Trennung von Kirche und Staat selbstverständlich ist, nicht die Rede sein, und doch haben wir in diesem Lande die strengste Durchführung der Sonntagsruhe. Dort gilt nämlich „sorgfältige Wahrung der sonntäglichen Ruhe als zu den Grundrechten des Volkes gehörig, die der Staat auf alle Weise zu schützen hat. Für Deutschland ist zwar die Rücksichtnahme auf die Kirchengemeinschaften in Bestimmungen über die Schließung der Geschäfte während der Kirchzeit und in dem Verbot von „Aergernis erregenden oder geräuschvollen“ Arbeiten unverkennbar, aber die treibenden Kräfte bei der Sonntagsgesetzgebung sind sowohl dort wie in der Schweiz die Gedanken der Volkswohlfahrt und Volksgesundheit. Es ist ja allmählich weltbekannt, daß Deutschlands soziale Gesetzgebung für alle andern Länder bahnbrechend voranschreitet. Und unter diese von sozialem Geiste diktierten Gesetze gehören auch die Bestimmungen über Sonntagsruhe. Das Recht auf den Sonntag prägt sich dort wie in Amerika immer mehr den Gemütern ein. Mögen viele von christlichem Geist unberührt bleiben oder bleiben wollen, den Sonntag, den sie dem Christentum verdanken, wollen sie nicht entbehren.

Wir müssen darum bei der Frage nach der Arbeit am Sonntag nicht so sehr die Pflicht der Ruhe als vielmehr das Recht auf Ruhe in den Vordergrund stellen. Dieses Recht auf einen Tag der Ruhe von der Arbeit innerhalb des Zeitraums von sieben Tagen hat sich allmählich in dem Maße Anerkennung verschafft, daß dort, wo man sich mit Gedanken der Abschaffung der Sonntagsruhe trägt wie jetzt in Rumänien, den Betrieben, die es vorziehen, am Sonntag zu arbeiten, die Verpflichtung auferlegt werden soll, ihren Angestellten und Arbeitern im Laufe jeder Woche eine 24 stündige Ruhepause zu gewähren. In demselben Sinne verfährt längst der Preussische Staat in seinen Riesenbetrieben, der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltung. In demselben Sinne handelt mancher Privatmann, der genötigt ist, am Sonntag zu arbeiten, wenn er sich einen Wochentag freihält. Wir haben also ein Recht auf Sonntagsruhe und wollen uns dieses Rechts nicht begeben. Wir handeln nicht möglichst klug, wenn wir den Sonntag zur Arbeit benutzen, wo wirs nicht nötig haben, sind nicht aufgeklärt und fortschrittlich, sondern im Gegenteil rückständig, wenn wir nicht sogar Schaden an unserer Gesundheit erleiden. Es ist eine Ansicht, die sich immer mehr Eingang verschafft, daß nach einer Reihe von angestrengten Arbeitstagen Körper oder Geist Ruhe verlangen, wenn sie nicht ermatten sollen. Schon mancher Handarbeiter oder Geistesarbeiter ist nach Zeiten ununterbrochener Arbeit zur alten Sitte des Ruhens am Sonntag zurückgekehrt, weil er die Erfahrung machte, daß er ebensoviel leistete, wenn er den herkömmlichen Ruhetag, den Sonntag nicht zur Arbeit benutzte.

Fortsetzung folgt.

Für den Familientisch.

Die Frühglocke.

Von Adolf Schmittthener.
(Fortsetzung).

Da fing die andre stumme Glocke an sich auf und ab zu hämmern, die, deren Schwengel ausgehoben war; aber nur eine kleine Zeit, dann wurden die Schwingungen kürzer und matter und hörten auf. Die Kirchthür wurde auf- und zugeschlagen, einzelne Rufe wurden laut; ein aufgeregtes Hin- und Herrennen. Eine Weile war alles still geworden, dann aber fing die mittlere Glocke an sich zu schwingen und alsbald zu tönen. Veronika hörte einen Kommandoruf. Sie schaute hinaus und sah die drei Gewehre im Anschlag und die drei glühenden Buntten. In Todesangst lief sie vor die Glocke und stand mit gerungenen Händen neben dem auf und nieder rasselnben Seil, und die dröhnenden Schläge rauschten um sie. Sie schaute die Glocke an, die erbarmungslos, wie sie auf und nieder, auf und nieder fuhr. Jetzt wurden die Schläge matter, die Schwingungen niedriger. Es läutete aus. Sie hörte die Tür gehen. Der Glöckner hatte das Seil gelassen, er will zuschauen, wie der arme Mann niedergeschossen wird. Jetzt noch ein Schlag und noch ein Schlag; wenn der letzte verklungen ist, krachen die Schüsse.

Nein! rief Veronika frohlockend und hielt das Seil in den Händen und zog und zog, daß sich die Glocke wieder fröhlich schwang und der Glöckenton in den Morgen hinausrauschte. Wenn es ausgeläutet hat, wird Feuer gerufen. Es läutet nicht aus!

Und Veronika zog an dem Seil, — halb mit der Rechten, bald mit der Linken, dann wieder mit beiden Händen. Die Leute rannten die Gasse herauf. In der Ferne riefen sie: Feuer! Es brennt!

Ein Auflauf geschah auf dem Platz, Stimmengewirr und einzelne Rufe rings um den Turm. Veronika läutete und läutete.

In dem gleichen Augenblick, wo Veronika vor der eichenen Pforte gestanden war, die aus des Kurfürsten Kirchenstuhl in seine Gemächer führte, stand Ottheinrich auf der andern Seite dieser Tür. Sein ruheloses Umherwandeln hatte ihn dorthin geführt. Er betrachtete flüchtig das Schnitzwerk und fragte seinen getreuen Helmstatt, der ihm wie sein Schatten folgte: Phips, wo geht's da hin?

In deinen Kirchenstuhl, Otte.

Wenn die Freunde allein waren, buzten sie sich.

Der Kurfürst wandte der Tür gleichgültig den Rücken und wanderte über den Gang hinüber in sein Schlafzimmer, worinnen die Wachskerzen brannten, und an dem breiten Lager vorbei in das hellerleuchtete Wohnzimmer.

Als die beiden Freunde allein waren, seufzte Ottheinrich aus tiefster Brust und warf sich auf das Polster.

Komm, Phips, setz dich zu mir! Warum fragst du mich nicht? Weil du selber anfängst, wenn dir's ums Reden ist.

Ach, Philipp! — Sieh, wenn ich über mein Leben nachdenke, dann spinnen sich meine Gedanken eine Kette von lauter Warum und Warum. Warum ist jenes so ergangen, und warum hat sich dies so getroffen? Hängt diese Kette an den Sternen, so beuge ich mich stumm; hält sie aber unser Herrgott in der Hand, dann klettern meine Gedanken an der Kette hinauf, und ein bitterböses letztes Warum setzt sich ihm auf die Finger und schaut ihn finster an. Sieh, Phips, vor siebenundzwanzig Jahren habe ich einer edeln Frau, die mich lieb hatte, das größte Leid angetan, ohne bösen Willen mit gutem Gewissen. Sie hatte mir vor allen andern Nürnbergerinnen gefallen, und als ich einmal nach einer lustigen Schlittensfahrt sie aus dem Pelze hob und mir mein Schlittenrecht nahm, da küßte sie mich wieder, und ich merkte wohl, daß sie gern in meinen Armen lag. Ich aber hatte damals schon dem Bürgermeister von Nürnberg verbrochen, um sie zu werben für seinen Sohn, und ich tat's am selben Tage. Den Blick, mit dem sie mich anschaut, hab ich nie wieder vergessen. Sie wandte mir den Rücken und lachte hell auf, dann ging sie auf den Bürgermeister zu und sagte: Na, ja — freilich, freilich! Aber in derselben Nacht hat sie zerstoßenes Glas getrunken und wurde todtfrank.

Ist sie gestorben?

Sie genas und hat des Bürgermeisters Sohn geheiratet.

Nun, so ist ja alles gut!

Nein, Phips, es ist nicht alles gut. Heute habe ich wieder in ihre Augen geschaut. Der morgen früh erschossen wird, ist ihr Sohn. So muß ich zum zweitenmal auf ihr Herz treten, ohne bösen Willen, mit gutem Gewissen.

Der Kurfürst trat an das Fenster und schaute zu den Sternen hinauf. Habt ihr's so gefügt, so beug ich mich.

Otte, sagte der Freund und legte ihm die Hand auf die Schulter, du bist hierher gekommen, um ihn zu retten.

Da wandte sich Ottheinrich langsam um und sagte ernst keineswegs. Wenn morgen die Frühglocke ausgeläutet hat, er schießen ihn meine Musketiere.

Geh nun zu Bett, Phips. Ich will zu schlafen versuchen. Gute Nacht! —

Als das Dämmerlicht des ersten Morgens durch die Scheiben fiel, erhob sich der Kurfürst von seinem Lager, hüllte sich in seine Kleider und ging in das Speisezimmer hinab. Er öffnete das Fenster und schaute hinaus.

Wen hast du ausgesucht, Peter?

Den Johann Fries, den Christoph Giesler und den Fritz Alormann.

So ist's recht. Lauter gute Heibelberger. Macht eure Sache brav, Leute! Denkt euch, es wäre ein Soldat. Ein Tropf, wer nicht ins Herz trifft!

Dann suchten seine Augen den Gefangnen, er nickte ihm zu und grüßte mit der Hand.

Jetzt kam der Glöckner über den Kies herbei. Sein Schlüssel rasselte im Schloß, die Kirchthür tat sich auf. Ottheinrich wandte dem Fenster den Rücken und faltete die Hände.

Eine geraume Weile verging. Kein Glöckenton ließ sich hören. Der Fürst wandte sich um und schaute hinaus. Die Soldaten hatten das Gewehr an sich gezogen und hielten die Buntten bereit. Der Korporal, der Gefangene, die Neugierigen, die zufällig des Weges gekommen und stehen geblieben waren, alle schauten nach der offenen Tür des Turmes. Da sprang der Glöckner heraus mit entsetztem Angesicht und schrie: Die Glocken sind verhezt!

Der Kurfürst rief ihn zu sich ans Fenster.

Mit schlotternden Knien stand der Mann vor ihm, und kaum brachte er die Worte heraus:

Die Frühglocke tut nicht, und die Mittagsglocke auch nicht. Warum denn nicht?

Das Seil ist in Ordnung, die Glocken schwingen, das spürt man, aber sie sind gebannt! Der Mann dort ist ein Hengenmeister.

Sind nur zwei Glocken da?

Nein, nur die Abendglocke.

So läutet mit dieser! —

Gleich darauf fing die Glocke zu läuten an.

Der Kurfürst ging in die Stube zurück; in ihrer Mitte blieb er stehen und preßte sich die Hände auf die Augen.

Aber was ist das? Es hört ja nicht zu läuten auf! Was ist das für ein Gerren und Geschrei? Ist Feuer ausgebrochen?

Der Kurfürst eilte ans Fenster. Aus der Ferne tönten Feuerrufe, und doch war nirgends Rauch oder Flamme zu sehen. Aber vor dem Turm stand ein Haufen aufgeregter, schreiender Menschen. In ihrer Mitte der Glöckner. Die Haare sträubten sich ihm auf dem Kopf, und er heulte vor Entsetzen.

Der Kurfürst rief einen von diesen zu sich ans Fenster und fragte: Was ist in dem Turm?

Das Glöckenspiel springt drinnen herum wie verrückt. Es ist kein Mensch im Turm. Die Glocke läutet von selber und hört nimmer auf.

So geht doch hinauf und schaut, wer droben ist! rief der Kurfürst in die Menge und wiederholte dem Korporal seinen Befehl. Aber der alte Krieger schüttelte sich vor Grauen und sagte: Daß mir der Teufel den Hals umdreht: Der Teufel läutet die Glocke.

Aus der Menge aber, die mit jedem Augenblick anschwell, trat ein Ratsherr ans Fenster, zog sein Barett und sagte flehentlich:

Gnädiger Herr, wir bitten Euch, schicket den Mann dort aus unsrer Stadt. Wir wollen ihm ein Zehrgeld geben. Er hat unsre Glocken verhehrt.

Ott Heinrich schaute nach dem Verurtheilten hinüber.

Der war allein in einem weiten Kreis. Männer, Frauen und Kinder standen um ihn herum und sahen ihn mit angstvollen Augen an. Der Kurfürst wartete, bis der Mann zu ihm herblickte, dann winkte er ihm mit den Augen und wandte sich ins Zimmer zurück.

Philipp von Helmstatt war gerade eingetreten.

Keiner hat das Herz, hinaufzugehen, sagte er; so will ich nachsehen.

Nein, Phipps, erwiderte Ott Heinrich. Du hast andres zu tun. Daß zwei Pferde satteln, eines für dich und eins — du weißt, für wen. Pack ihm ein Bündel auf und tu so viel Geld hinein, als ein Edelmann braucht, nach Ungarn zu reisen. Daß Kleider für ihn richten. Und wenn du all dies angeordnet hast, dann schreib in meinem Namen ein Brieflein an unsern Freund, den edlen Grafen Niklas Briny. Ich schick ihm einen Mann, der soll bei ihm ein Held werden. Siegle mit meinem Petschaft!

Raum hatte Helmstatt das Zimmer verlassen, so trat Sabinus ein. Er verneigte sich tief.

Wenn ich den Wink Eurer Kurfürstlichen Gnaden verstanden habe, habt Ihr mich gerufen. Verzeiht, daß ich unangemeldet eingetreten bin. Aber jeder weicht mit Grauen vor mir zurück.

Folgt mir! sagte der Kurfürst.

Er führte den Mann in sein Gemach hinauf. Philipp saß am Tisch und schrieb.

Hier bring ich ihn, sagte Ott Heinrich. Er soll hier auf mich warten.

Dann ging er in sein Schlafzimmer und durch die entgegengelegte Thür und über den dunklen Gang bis zu der Pforte, die nach der Kirche führte. Er schob den Riegel zurück, öffnete und ging hindurch in den dümmrigen Fürstenthron der Kirche. Er warf einen Blick über die Brüstung hinunter, um sich zurecht zu finden, und ging dann auf den Turm zu. Die eiserne Thür öffnete sich leicht. Rasch stieg er die kleine Schnecke empor, und mit jedem Schritt klang das Geläute lauter. Als er in dem finstern Raum angelangt war, rief er mit halblauter Stimme: Ist jemand hier?

Er lauschte. Das Seil rauschte auf und nieder, und droben klang die Glocke. Er ging dem Schalle nach und kam so geradeswegs auf die Stiege. Er kletterte hinauf und wartete eine Weile. Dann stieß er mit aller Kraft die Fallthür zurück und stieg hinauf in den lichten Glockenthron.

Remblem! Du bist es, Dirnelein?

Beronika saß auf einem Balken in der Höhe. Sie hatte sich aus dem Neste ihrer Stricke eine Art von Steigbügel gemacht und hatte ihn an das Glockenseil gebunden. So viel Zeit hatte ihr zwischenhinein der eigne Schwung der Glocke gelassen, und nun konnte sie abwechselnd auch mit den Füßen läuten.

Gnädiger Herr! rief sie. Gott schick Euch mir!

Dem Kurfürsten wurde im Augenblick alles klar.

Komm herunter, Kind!

Beronika sprang herab und fing sofort mit den Händen zu läuten an.

Der Kurfürst ging vorsichtig auf den Balken unter die eine der beiden Glocken und schaute hinauf.

Wahrhaftig, du Dieb! Du hast den Schwengel ausgehängt. Wo hast du ihn hingebraucht?

In Guern Kirchenstuhl unter der Fußbank liegt er.

Du Schelm! Und wie ist es mit der andern Glocke?

Ott Heinrich zwängte sich durch die Balken hindurch und schaute in die andere verstummte Glocke hinein. Als er den verummten Glockenschwengel sah, brach er in ein fröhliches Lachen aus.

Wann hast du denn das alles geschafft?

Heute Nacht.

Der Fürst arbeitete sich aus dem Gebälk heraus und schaute zum Schaloch hinaus.

Um Gottes willen! Alles ist schwarz von Menschen. Die ganze Stadt ist auf den Beinen. Nun, Kleine — wie heißt du? Beronika.

Höre, Beronika! Spring eilends hinunter und hole den Klöppel herauf. Ich löse dich derweile ab.

Das Mägdlein lächelte verschminkt, und im Nu war sie verschwunden.

Und nun stellte sich Ott Heinrich an das Seil. Er war ein kräftiger Mann, die Glocke klang noch mal so laut, und Wehgeschrei der Weiber erscholl von unten herauf.

Es dauerte nicht lange, da leuchte Beronika die Stiege herauf. Der Kurfürst schaute über die Schulter, ergriff das Seil mit der linken Hand und sagt:

Flugs, hänge den Klöppel an seinen Platz.

Beronika huckte wie ein Vögelchen durch das Gebälk, hob die eiserne Keule in die Höhe, und nach kurzer Zeit sagte sie:

So, jetzt hängt der Kerl.

Aber auch fest?

Ja, gerade wie vorher.

Und jetzt, geschwind, Beronika, mach hier den Strick vom Seile los. Leg ihn auf den Boden! Jetzt herunter mit dem Zeug aus der andern Glocke! Du hast kein Messer bei dir? Hole meinen Dolch aus der Scheide!

Beronika trat an den Fürsten heran und ergriff sein Messer. Als sie es in der Hand hielt, schaute sie den Fürsten mit sonderbaren Augen an und sagte: Aber er bleibt am Leben?

Gewiß, gewiß! Nun eile dich!

In fliegender Hast zerschchnitt Beronika die Stricke und warf eines nach dem andern dem Kurfürsten vor die Füße, den Bodenteppich, das Tuch und die andern Dinge, zuletzt die Reste der Stricke.

Was ist denn das für ein Unthier? fragte der Kurfürst und deutete mit der Fußspitze.

Das ist Euer Kurfürstlichen Gnaden Fußsack. Ich hab ihn von Guern Kirchenstuhl heraufgeholt.

Da wurde Ott Heinrich von einem Backkrampf befallen, so daß er das Seil loslassen mußte. Sofort sprang Beronika hinzu und läutete und läutete.

Der Kurfürst hatte sich gefaßt.

Du sollst meine Schloßkassellantin werden. Aber laß mich an das Seil. Du hast andres zu tun. Hast du alle diese Dinge aus der Kirche geholt?

Ja.

Tu alles wieder an seinen Platz und komm wieder her. Vergiß nichts! Hier ist noch ein Endchen Strick und dort das Lederfutteral! Hast du nun alles? Aber beeile dich, denn ich werde müde.

Beronika sprang mit ihrem Pack die Treppe hinunter, und der Kurfürst läutete und läutete.

Der Schweiß rann ihm von der Stirn, und seine Hände brannten wie Feuer. Seufzend schaute er nach der Fallthür und zählte von eins bis hundert und läutete und läutete.

Die Heze wird mich doch nicht im Stiche lassen?

Da kam sie herauf mit fliegendem Atem und wogender Brust.

Gott sei Dank! Wo hast du denn meinen Dolch? Daß wir den nicht vergessen! Steck ihn mir in die Scheide! Und jetzt wollen wir beide aus Leibeskräften der Glocke noch einen Schwung geben, daß sie von selber fortläutet, bis wir in der Kirche sind. Tu deine Händlein zwischen die meinen! Eins — und zwei — und drei! Jetzt fort!

Die beiden ließen das Seil los und sprangen die Stiege hinab, Beronika voraus. Sie hatte den Kurfürsten an der Hand gefaßt und schaute im Springen, ob er sicher trete. Als sie beinahe unten waren, glitt er aus und polterte die letzten Stufen hinunter. Es tut nichts! Weiter! Dorthin, wo das Helle ist! Aber leise, leise!

Sie eilten so schnell und so leise sie konnten die Wendeltreppe hinab.

Läutet es noch?

Noch ein paar Schläge!

So, jetzt zur Thür hinein! Die Thür verriegelt! Horch! Kommen sie schon?

Ja, gnädiger Herr! Sie kommen.

Sie lauschten noch eine Weile. Fußgetrapp und Stimmen-gewirr kam von unten herauf.

Jetzt gehen sie vorüber! sagte Beronika

Komm, Kind!

Sie eilten leise und vorsichtig zwischen den Männerbänken hin und in den fürstlichen Stuhl.

Hier hinein, sagte Ott Heinrich und wies auf die eichene Thür. Er ließ die Dirne durch die Pforte schlüpfen, folgte nach und verschloß die Thür hinter sich.

Warte hier im Gange, bis ich dich rufe! wenn alles gelingt, und wenn du schwiegst, dann versprech ich dir etwas!

Was denn, gnädiger Herr?

Wenn er glücklich aus dem Kriege zurückkommt, und wenn er sich gehalten hat wie ein braver Soldat, dann will ich für ihn bei dir werden.

Beronika wurde blutrot. Sie schlug die Augen nieder und flüsterte: Warum denn nicht gleich?

[Schluß folgt.]

Liebesgaben.

Gaben für die Altar- und Kanzelbekleidung der Kirche in Timbo.

a) Von der Jugend: Albert Hordina 3 \$. Erwin Jttner 0\$500. Rudolf Jttner 1\$. Richard Jttner 0\$500. Richard u. Otto Trebek je 0\$500. Albert, Minna, Richard, Anna Ruglin je 0\$500. Wanda Hammermeister 0\$500. Ida Jttner 0\$600. Arthur Benz 0\$500. Friedrich Klug 0\$500. Hardtwig Horstmann 0\$300. Hermann Vertram 0\$500. Alfred Spiek 0\$500. Max Briebe 0\$400. Reinhold Kleinschmidt 0\$200. Otto Reizke 1\$. Wilhelm Arndt 0\$400. Albert Gaulke 0\$500. Bruno Kleinschmidt 0\$200. Erwin Hedler 0\$500. August Bartel 0\$800. Rudolf Lagle 0\$600. Friedrich Schweder 0\$400. Anna Gadbart 0\$500. Olga Schreiber 0\$400. Anna Gwahl 1\$. Alfred Sprung 0\$100. Cäcilie Regufe 1\$. Rosa Biske 2\$. Amalie Zimath 0\$500. Alara Kannenberg 0\$500. Olga Dräger 0\$500. Anna Marquardt 0\$400. Else Tesch 0\$500. Heinrich Klug 0\$500. Rudolf Jandt 0\$200. Albert Schley 0\$400. Erwin Strehlow 0\$200. Hermann Baier 0\$200. Wilhelm Köpfe 1\$. Martha Klitzke 0\$600. Ernst Willrich 0\$400. Franz Klitzke 0\$400. Ida, Anna, Emilie, Ernestine Biske je 0\$500. Anna Kath 0\$400. Alara und Marie Jttner je 1\$. Karl und Otto Brandt je 0\$300. Emil und Abele Brandt je 0\$200. Bertha Biske 1\$. Hermann Klitzke 0\$500. Ida Jandt 0\$200. Ida Klitzke 0\$600. Otto Klöhn 0\$500. Marie Schneider 1\$. Franz Zumach 0\$600. Erwin Zumach 0\$500. Alwine, Alara, Mathilde Krüger je 0\$500. Olga und Oskar Zumach je 0\$500. Richard Klöhn 1\$. Anna Klöhn 1\$. Wilhelmine Rutsag 1\$. August Rutsag 0\$500. Wilhelm Frize 1\$. Erich Kleine 0\$500. Therese Hammermeister 1\$. Wilhelm Feddersen 1\$. Anna Donner 1\$. Gertrud Donner 1\$. Pauline Henschel 1\$. Karl Adam 0\$500.

b) Von Verheirateten: Frau Spiek 1\$. Hermann Zumach 0\$800. Frau Radoff 1\$. Wilhelm Zumach 1\$500. Emil Zimath 1\$. Albert Köpfe 1\$. Richard Zumach 1\$. Karl Marquardt 1\$. Julius Adam 1\$. Albert Schweder 1\$. August Jttner 1\$. Richard Biske 1\$. Karl Milbrag 1\$. Albert Regufe 2\$. Ernst Kannenberg 0\$400. Albert Klitzke 1\$. Heinrich Klitzke 2\$. Karl Strej 2\$. Karl Kannenberg (i. H.) 1\$. Heinrich Klug 1\$. Frau Tesch 0\$600. Ungenannt 5\$. Fritz Strej 2\$. P. Krause 5\$. Frau P. Krause 2\$. Gustav Horstmann 1\$. August Adam 1\$. Frau Schneider 1\$. Frau Klitzke 1\$. Wilhelm Gustmann 1\$. Wilhelm Gebmann 1\$. Albert Steffen 1\$. August Klitzke I. 1\$. Wilhelm Raasch 0\$600. Frau Auguste Stuhler 2\$. Frau Radloff 2\$. Karl Isberner 1\$. Gustav Müller 1\$. Albert Kannenberg 0\$500. Frau Samzow 1\$. Hermann Klug 2\$. Karl Kannenberg (r. H.) 1\$. Karl Kuglin 2\$. Johann Kaspereit 2\$. Albert Reizke 1\$. Friedrich Klöhn 1\$. Karl Arndt 0\$500. Karl Rutsag 1\$. Rudolf Höfchl 2\$. Georg Hering 2\$. Louis Benz 2\$. Max Glasen 2\$. Otto Hochheim 2\$. August Regufe 1\$. Louis Gwahl 1\$. Hermann Brandes 2\$. Gustav Milchert 1\$. Bruno Klug 1\$. Rudolf Decker 0\$500. Alwin Lindner 1\$. Karl Schmidt 2\$. Fritz Lorenz 5\$. Apotheker Wagner 3\$. Emil Hölzgebauer 0\$500. Oskar Kellermann 1\$. Georg Kellermann 1\$. Frau Kellermann sen. 1\$. Ludwig Brüske 0\$500. Wilhelm Ulrich sen. 1\$. Hugo Henschel 1\$. Frau Kleine 1\$. Friedrich Hammermeister 3\$. Belzmann 5\$. Hermann Hammermeister 1\$. Ungenannt 1\$. Otto Heilmann 2\$. Unbekannt (!!) 5\$. Gottlieb Biske 1\$. Fritz Adam 1\$. Franz Hedler 1\$.

Gesamtsumme 169\$900.

Gaben zur Beschaffung eines Altarteppichs für die Kirche in Timbo:

Hans Colley 5\$. Bei Gelegenheit von Nottausen 2c. 8\$. zusammen bisher 13\$.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 11. Juni, Gottesdienst in Belchior.
Sonntag, den 18. Juni, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 25. Juni, Einweihung des neuen Kirchen- und Schulgebäudes in der Belhatiefe.
Sonntag, den 2. Juli, Gottesdienst in Blumenau.

Der Religionsunterricht für die evangelischen Kinder der Pflanzungs- und Klosterschulen beginnt am Montag, dem 12. Juni, nachmittags 2 Uhr in der Kirche zu Blumenau und wird jeden Montag, nachmittags von 2—3 Uhr erteilt.

Pfarrer Mummelthay.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 11. Juni, Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.
Sonntag, den 18. Juni, Gottesdienst in Itoupava Rega, mittlere Schule, darauf Gemeindeversammlung.
Sonntag, den 25. Juni, Gottesdienst in Itoupava, im Anschluß daran Unterredung mit der konfirmierten Jugend, nachmittags 2 Uhr Kindergottesdienst.
Sonntag, den 2. Juli, Gottesdienst in Massaranduba, Schule bei Witte, darauf Unterredung mit der konfirmierten Jugend.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Trinitatissonntag, 11. Juni, Gottesdienst in Santa Maria. Darnach Annahme von Konfirmanden und Beginn des Unterrichts.
1. Sonntag n. Trin., 18. Juni, Gottesdienst in Carijos.
2. Sonntag n. Trin., 25. Juni, Gottesdienst in Beneditto novo (Moraes). Darnach Annahme von Konfirmanden und Beginn des Unterrichts.
3. Sonntag n. Trin., 2. Juli, Gottesdienst in Cedro alto, nachm. 3 Uhr in Rio Cunha (bei Friedrich Koch).
4. Sonntag n. Trin., 9. Juli, Gottesdienst in Rio Abda. Danach Beginn des Konfirmandenunterrichts.
5. Sonntag n. Trin., 16. Juli, Gottesdienst in Timbo; danach Singen mit den nächstjährigen Konfirmanden.
6. Sonntag n. Trin., 23. Juli, Gottesdienst in Indayal-Sandweg.

Die erste Konfirmandenstunde in Cedro alto findet am Mittwoch, den 28. Juni, statt.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 18. Juni, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 25. Juni, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 2. Juli, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 9. Juli, 10 Uhr, Gottesdienst in Palhoça.
Sonntag, den 16. Juli, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 23. Juli, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 23. Juli, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro.
Sonntag, den 30. Juli, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.

Pfarrer von Gehlen.

Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, den 11. Juni, Gottesdienst in Alto Rio do Teste.
Sonntag, den 18. Juni, Gottesdienst in Fortaleza, nachmittags Jugendunterricht in Badensfurt.
Sonntag, den 25. Juni, Gottesdienst in Badensfurt, nachmittags Jugendunterricht.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, den 11. Juni, Gottesdienst in Rio Cerro.
Sonntag, den 18. Juni, Gottesdienst in Rib. Grande.
Sonntag, den 25. Juni, Gottesdienst in Central Rio do Teste.
Sonntag, den 2. Juli, Gottesdienst in Pommerode.
Sonntag, den 9. Juli, Gottesdienst in Rio da Luz.
Sonntag, den 16. Juli, Gottesdienst in Rio Cerro.
Sonntag, den 23. Juli, Gottesdienst in Obere Rega.
Sonntag, den 30. Juli, Gottesdienst in Pommerode.

Pfarrer Bürger.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 11. Juni, Gottesdienst in Itajahy.
Sonntag, den 18. Juni, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 25. Juni, Gottesdienst in Brusque.

Pfarrer Hobus.

Verantwortlicher Schriftleiter: B. Mummelthay.

Druckerei des Urwaldshoten Blumenau, Santa Catharina, Brasilien.